

Das Unbegründet nicht vergessen Gedanken zum Antisemitismus heute und gestern

Frank Hahn*

Wie antisemitisch ist unsere Gesellschaft noch oder schon wieder? Diese Frage wird zurzeit verstärkt aufgeworfen. Antworten aber gehen im Getöse des Meinungsstreits unter oder werden erst gar nicht ausgesprochen. Wir wagen zumindest einen Zwischenruf zum Thema – unter Bezugnahme auf Überlegungen des Philosophen Jean-François Lyotard. Eine „lächerliche Geschichtsepoche“, die zuweilen nicht wisse, dass sie antisemitisch sei und sogar vorgebe, es nicht zu sein, nannte der einstige Buchenwald-Häftling Jorge Semprun unsere Zeit in seinem Roman „*Was für ein schöner Sonntag*“ (1980, dt. 1981). Diese „Epoche“ dulde nur „unterdrückte Juden, Opfer, um sie bejammern und anlässlich ihrer Ausrottung beklagen zu können“.

In der aktuellen Debatte tut sich lautstark der Journalist Henryk M. Broder hervor. Und obwohl sein jüngstes Buch¹ zu großen Teilen einseitig und holzschnittartig verfasst ist, lässt doch der Satz aufhorchen, in dem die „toten Juden die Lieblingsjuden der Deutschen“ bezeichnet werden. Sie seien dies „allein schon deswegen, weil sie bei Gedenkritualen nicht stören [...]“. Es seien „knitterfreie und pflegeleichte Juden, immer und überall willkommen, im Gegensatz zu den lauten und störrischen Juden [...]“, so Broder.

Wenngleich beide Zitate sich in erster Linie auf Israel – als dem Ort mit der größten Dichte *lebender* Juden – beziehen, so lesen sie sich auch als beunruhigende Frage nach der inneren Befindlichkeit unserer Gesellschaft:

* Frank Hahn, geb. 1953, Autor und Essayist, Leiter des Vereins „Spree-Athen e. V.“ in Berlin, der mit Vorträgen und Symposien zu Themen aus Philosophie, Literatur, interkulturellen Gesprächen sowie Fragen des Judentums öffentlich wirksam ist. Hahn hat sich mit jüdischen Denkern wie Hermann Cohen, Franz Rosenzweig und Emmanuel Lévinas beschäftigt. Vgl. Frank Hahn, „Der Sprache vertrauen, der Totalität entsagen – Annäherungen an Franz Rosenzweigs Sprachdenken“, Verlag Karl Alber / Herder, Freiburg 2013.

1) Henryk M. Broder, „*Vergesst Auschwitz!*“, Albrecht Knaus Verlag, München 2012.

Wirkt die Vergangenheit auf unheimliche Weise in der Gegenwart fort? Wäre das Vergangene also gar nicht vergangen? Anders gefragt: Wie stünde es um unsere Haltung zum Judentum, wenn unsere Gegenwart sich von einer deutlich hör- und sichtbaren Gruppe „störrischer und lauter Juden“ gestört fühlte? Noch unheimlicher gefragt: Käme unter solchen Umständen nicht so mancher darauf, das von Broder zitierte Goebbels-Wort, wonach „die Juden die Stimmung verderben“, auch heute wieder ungeniert auszusprechen? Die Juden als „Störer und Spielverderber“. Liegen hier womöglich abgründige „Motive“ des Judenhasses verborgen, die wegen ihrer „Banalität“ erschauern lassen und die man deswegen gern zugedeckt ließe? Fragen, die inmitten des Getöses um „neuen“ und „alten Antisemitismus“, Israel, Islam, Last der Schuld und des Krieges scheinbar überhört oder wohl erst gar nicht gestellt werden. Fragen, die an das „Unbewusste“, an älteste Mythen, Texte und Scheidelinien jener Zivilisationen aus dem Zweistromland rühren, ohne deren Traditionen Europa kaum zu denken ist.

Antisemitismus: unbewusster Affekt gegen den ursprünglichen Schrecken

Einer der wenigen europäischen Denker, der diesen Fragen seit den 80er Jahren nachspürte – exemplarisch u. a. in seinem Text *„Heidegger und die Juden“* –, war Jean-François Lyotard (1924–1998). Kurz gesagt lautet Lyotards These: In der jüdischen Tradition wird seit Tausenden von Jahren die Erinnerung daran wach gehalten, dass wir seit jeher den letzten „Sinn der Worte“ verfehlt haben und also unser Denken immer von Leerstellen durchsetzt ist, die als das Nicht-Mitteilbare und Nicht-Hörbare sich dem rationalen Wissen, der Vernunft oder der Vollendung entziehen. Dieser Nicht-Ort des Nicht-Hörbaren, dieser *Un-Sinn* hinter dem vermeintlichen Sinn verstört das abendländische Denken seit je – und es stört die Möglichkeiten voreiliger Selbstversicherung in der Abgeschlossenheit logischer Systeme.

Würden diese Leerstellen womöglich die Gewissheit des Wissens „verderben“, das uns Fortschritt, Zugewinn an Erkenntnis und Reichtum verspricht? Fühlten wir uns in unserem Wunsch nach Letztbegründbarkeit, nach Sicherheit und Dazugehörigkeit, die als Umhegung, als Abgrenzung identitätsstiftend wirken sollen, von einem „Gast“ (Lyotard über die seinerzeitige jüdische Tradition im Abendland) gestört, der – immer auf Wander-

schaft und im Exil – in der Nicht-Sesshaftigkeit und Nicht-Identität dennoch nie ein bestimmtes Urvertrauen verloren hat? Zumindest droht jene vektorale Intentionalität aus dem Tritt zu geraten, die uns in ihrer Fixierung auf Ergebnisse den Positivismus der Beherrschbarkeit der Welt sowie die Hingabe an den unendlichen Fortschritt verinnerlichen ließ. Ratio, Intentio, Progressio, erscheinen geradezu als unhintergehbare Begleiter des Taktschlags ökonomischer Effizienz, wissenschaftlicher Exzellenz und gesellschaftlich anerkannter Existenz. Laut Lyotard stören „die Juden“ nicht nur diesen Taktschlag, sondern vor allem dessen scheinbare Begründung: „Die Juden sind in dem mit seiner Selbstbegründung beschäftigten ‚Geist‘ des Abendlands dasjenige, das sich diesem Geist widersetzt, in seinem Willen, dem Willen zu wollen, dasjenige, das diesen Willen durchkreuzt, und in seiner Vollendung, seinem Projekt und Fortschritt, dasjenige, das stets die Wunde des Unvollendeten schlägt.“

Warum ausgerechnet die Juden? Hätten denn nicht auch die Postmoderne, die Existenzphilosophie, die kritische Theorie oder sogar schon Sokrates ebenfalls diesen Fixierungen und ihren vermeintlichen Sicherheiten ihre Gefolgschaft verweigert? Selbst wenn die jüdische Tradition durch eine besonders prägnante Variante der Verstörung die abendländische Gesellschaft und Kultur fortwährend gestört haben sollte – reichte dies als Erklärung für den „Judenhass“, der über Jahrhunderte sich in Verfolgung, Vertreibung, gewaltsamer Konversion, etwas weniger gewaltsamer Assimilation und schließlich in der Vernichtung des europäischen Judentums manifestiert hat?

Zum einen gilt es, sich gegenüber diesen Fragen jeglicher „Erklärung“ zu enthalten. Zum anderen: Vor dem Hintergrund von Lyotards Buch „Heidegger und die Juden“ schweben solche Fragen über der Oberfläche, als wollten sie die „eigentliche Problematik“ gezielt verfehlen. Lyotard unternimmt demgegenüber einen der rar gesäten Versuche, sich dieser „eigentlichen Problematik“ zu nähern. So schreibt er: „Man darf den Antisemitismus des Abendlands nicht mit dessen Xenophobie verwechseln. Er ist vielmehr eines der Mittel seines kulturellen Apparats, den *ursprünglichen Schrecken*, [...] zu bannen, ihn [...] abzuwehren, ihn aktiv zu vergessen.“

Was versteht Lyotard unter dem „ursprünglichen Schrecken“? In erster Annäherung besteht der „ursprüngliche Schrecken“ im Nicht-Hören-Können des göttlichen Wortes. Lyotard spricht sogar von der Geiselnahme des jüdischen Volks durch eine Stimme, der Gehorsam zu leisten sei. Aber diese

Stimme (Gottes) spricht nicht eigentlich zum Volk, sondern sagt nur, „dass sie ist und dass es untersagt ist, sie zu nennen und darzustellen“. Es geschieht also eine „dunkle, ungewisse Enthüllung einer namenlosen Sache“, die als Offenbarung bezeichnet wird. Noch radikaler formuliert Lyotard – unter Bezugnahme auf Rabbi Mendel von Rybanow – in dem berühmten Gespräch mit Elisabeth Weber, wo er vom „unhörbaren Aleph“ spricht: „Etwas wurde nicht etwa gesagt, sondern angekündigt, und mir scheint, dass das Aleph ankündigend ist, nämlich *Atem des Anfangs*, den man nicht hört. In gewisser Weise hat das Volk nichts gehört, außer dass etwas angekündigt worden ist.“



Der Hörende.

Bronzeskulptur von Toni Zenz.

Die jüdische Tradition hat nie den Zweifel darüber ablegen können, ob jemand gesprochen hat, – und wenn, wer. Deswegen wurde auch nichts aufgeschrieben. Denn der „Atem des Anfangs“, das stimmlose Aleph, könnte schließlich „alles oder nichts“ bedeuten, er könnte sowohl als geordnete Folge von Buchstaben geschrieben werden als auch als Zusammenfall aller Vokale oder sogar als Vokal(e), den (oder die) die Menschen gar nicht kennen.

Lyotard erwähnt in diesem Zusammenhang das 2000 Jahre währende Zögern der jüdischen Texttradition, Vokale in die Schrift einzuführen – aus dem Bedenken, die Vokalisierung könne die Worte auf *eine* Bedeutung festlegen. Dennoch kündigte sich im nicht hörbaren, stimmlosen Aleph ein Gebot an (Lyotard spricht sogar von einem „gebieterischen Timbre“), – aber es wurde „nie klar gesagt, was zu tun ist“. Vielmehr ist es die Aufgabe des Kommentars und der Textauslegung, immer neu herauszufinden, was zu tun sei und nach einer jeweils für den Augenblick plausiblen Bedeutung zu schürfen.

Damit aber ist der Schrecken nicht gebannt – der Schrecken über den Mangel des Nicht-Hörens, den *Mangel an Begründung oder Legitimität*. Dieser Mangel wird von Lyotard als einer des gleichzeitigen „zu früh“ und

„zu spät“ charakterisiert: Das Aleph wurde zu früh „gesprochen“, bevor die Menschen bereit oder fähig waren zu hören. Als schließlich „etwas“ verstanden wurde, war es „zu spät“, noch einmal nachzufragen, und so wurde der ursprüngliche Schrecken „verdoppelt“: Der Schock des Nicht-Hören-Könnens wurde nun ergänzt durch den Schrecken einer „unerträglichen“ Aufforderung, die alten Bräuche und Götter für eine Ungewissheit aufzugeben, – denn der einzige Gott zeigt sich nicht, er darf nicht genannt werden, er entzieht sich immer wieder ins Nichts. Er bürdet dem Menschen Gebote auf, die dieser nicht versteht, allen voran dasjenige, heimatlos zu sein, den Ort zu verlassen, den man bewohnt und nie zurückzukehren. Zu spät also – hätte man früher „etwas“ gehört, hätte man den Sinn dieser Gebote vielleicht verstanden. Dass sich durch so viel „Unklarheit“ das „christliche Abendland“ weit mehr verstört fühlt als durch noch so viele postmoderne Diskurse, liegt schlicht daran, dass diese Verstörung aus den Quellen der ersten göttlichen Worte selbst entspringt.

Lyotard behauptet, dass dieser Mangel stets nahe dran sei, vergessen zu werden, „weil er unerträglich ist“, – eben wegen des Fehlens von Legitimität und Begründung für das dem Menschen Auferlegte. *Die jüdische Tradition in Europa aber könne das „Unbegründete“ nicht vergessen.*

Aus diesem einen Satz Lyotards ragt unvermittelt ein strebenartiges Gewirr an Fragen – das zugleich wie zu einem Strauß gebündelt erscheint – heraus. Sollte dieses Nicht-Vergessen-Können durch die Vernichtung des europäischen Judentums zum Schweigen gebracht werden, sollte also durch die Schoa das Nicht-Vergessen vergessen werden? (Dies ist die These Lyotards, indem er im ursprünglichen Schrecken einen „*unbewussten Affekt*“ der europäischen Zivilisation gegen das Judentum ausmacht, – Adorno spricht von einem 2000 Jahre alten „Gerücht über die Juden“.)

Werden wir hier aber nicht auf existenzielle Weise mit verschiedenen Formen des Vergessens konfrontiert? (Lyotard bezeichnet das ursprüngliche Vergessen – das sich auch als ursprünglicher Schrecken ereignet – nicht als Schwäche des Gedächtnisses, sondern als ein immerfort gegenwärtiges „Unvordenkliches“. Im Sinne der Tradition des jüdischen Sprachdenkens könnte man hier ergänzen: das Unvordenkliche als ein Etwas, das *vor dem Denken* sich als Mangel, Leerstelle, nicht Mitteilbares, nicht Hörbares in der immer gegenwärtigen Sprache ereignet. Es wäre also ein stets gegenwärtiges Vergessen, das uns an das Defizitäre des „reinen Denkens“ oder der „reinen Vernunft“ erinnerte.) Bedürften wir also nicht des immer neuen Zugangs zu

dem „ursprünglichen“ Vergessen, um jenes nicht Begründete oder auch nicht Begründbare zu er-*innern*? Wäre damit aber unsere „Erinnerungskultur“ nicht auch zu hinterfragen? Fördert nicht gerade das allgegenwärtige Gedenken an Auschwitz das Vergessen jenes *Unbegründeten*, um dessen Nicht-Vergessen willen die jüdische Tradition seit je immer neu den kargen und mühseligen Weg durch die Wüste des Exils, der Sprache und der Schrift gegangen ist? Wird durch ein zeremonielles Gedenken gerade die Unruhe gebannt, die jenes „Unvordenkliche“ der jüdischen Tradition immer wieder ausgelöst hat? Schließlich ließe sich fragen, wie die Juden selbst über Jahrtausende das Unerträgliche eines Mangels an Begründung dennoch ertragen haben.

Dem Endlosen ein Ende setzen?

Diese Fragen sind kaum voneinander zu trennen, jenseits einer „sinnaufspaltenden“ – Raum und Zeiten grammatisch und logisch immerfort zerteilenden – Sprache könnten sie vielmehr als eine einzige Frage erscheinen. In einem weiteren Zitat aus *„Heidegger und die Juden“* schimmert diese Verwebung ungefragt durch. Es schließt an die obige Passage über den Antisemitismus an, indem dieser als „Ergänzung“ zur griechischen Wissenschaft, zum römischen Recht, zur christlichen Geistigkeit und zur Aufklärung bezeichnet wird. Weiter heißt es dann:

„Jene Ergänzung, die der Kehrseite des Wissens, des Habens, des Wollens und des Hoffens zugewandt ist. Im Mittelalter werden die Juden genötigt sein, sich zu bekehren, und sie widersetzen sich der Konversion kraft einer *reservatio mentalis*. Im Zeitalter der Klassik werden sie vertrieben, und sie kommen zurück. In der Moderne werden sie integriert, doch sie beharren auf ihrer Verschiedenheit. Im 20. Jahrhundert werden sie vernichtet. Von dieser Schlächterei sollte keine Spur zurückbleiben, in keinem Gedächtnis ihrer gedacht werden. Eben darin aber legt sie (die Schlächtere, F. H.) Zeugnis von dem ab, was sie niedermetzelt: dass es ein Undenkbares gibt, eine verlorene Zeit, die untilgbar bleibt, eine Offenbarung, die sich nie offenbart, sondern nur da ist.“

Darf man davon sprechen, die Schlächterei habe „Zeugnis abgelegt“? Doch Lyotard beeilt sich selbst, in diesem Zusammenhang vor den Fallstricken des Sophismus und der Dialektik zu warnen, die sich z. B. in den

Worten „wenn Schoa, dann gerade darum Erwähltheit“ zeigten. (Dass es jenseits kluger oder eitler „Wortgefechte“ auch ernste Überlegungen zur Frage der „Prüfung“ des jüdischen Volkes durch Auschwitz gab, zeigt das 1947 geschriebene eindrucksvolle Hiob-Buch von Margarete Susman.) Andererseits kann die Art und Weise, wie die Spuren des Massenmords verwischt wurden und werden sollten, durchaus als Zeugnis, als Beleg für etwas gelesen werden. Immerhin sagt das Wort „Endlösung“ nichts anderes aus als die Endgültigkeit, mit der die „Judenfrage“ ein für allemal beantwortet werden sollte. Lyotard fährt daher fort:

„Man durfte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, denn es galt, dem Endlosen, dem Nicht-enden-Wollenden ein Ende zu setzen. Das Verbrecchen sollte vollkommen sein, und das Urteil auf Freispruch wegen Mangels an Beweisen lauten. Es handelt sich um eine Politik des vergessenen, des absoluten Vergessens. Sie ist sinnlos, und die Verbissenheit, mit der sie betrieben wird, deutet darauf hin, dass es in ihr um etwas Außerpolitisches geht. Denn die ‚Politik‘ der Vernichtung übersteigt das Politische. Sie wird nicht ausgehandelt und ist ohne Schauplatz. Der Eigensinn, mit dem bis zuletzt gemordet wird, ist, da politisch nicht einsehbar, ein Zeichen, dass es um etwas anderes, dass es um das Andere geht. Diese apolitische Politik dauert auch nach ‚Auschwitz‘ fort, und ihre Mittel wären zu eruieren.“

Wieder blitzt der Strauß der vielen Fragen auf, die zu einer verwoben sind: Lyotard impliziert hier, dass alle politischen, wissenschaftlich-historischen, soziologischen oder gar ökonomischen Versuche, Auschwitz zu „erklären“, in Wahrheit gar nichts erklären, da sie das „Außerpolitische“ der Schoa leugneten. Wir werden an das Unbegründete, das Unvordenkliche erinnert. Wie die „apolitische Politik“ nach Auschwitz fort dauere, führt Lyotard in einer Kritik an der Gedenk- und Erinnerungskultur weiter aus: die Darstellung des millionenfachen Mordes an den Juden *sei eine Form, zu vergessen*. Damit ist zunächst die unhintergehbare Tatsache benannt, dass nur dasjenige vergessen werden kann, was aufgezeichnet wurde, „denn nur was aufgezeichnet wurde, kann auch wieder gelöscht werden“. Lyotard sagt dazu: „Was dagegen mangels einer Aufzeichnungsoberfläche, mangels eines Ortes oder einer Dauer, in der die Aufzeichnung situiert werden könnte, nicht aufgezeichnet wurde [...] kann mithin auch nicht vergessen werden. Es bietet dem Vergessen keinen Angriffspunkt und bleibt ‚nur‘ als eine Affizierung präsent, von der man nicht weiß, wie sie qualifiziert werden könnte [...]“.“

Was nicht vergessen? Wie erinnern?

Dem Vergessen keinen Angriffspunkt bieten: Das übersteigt noch jenes in Bezug auf die Schoa inzwischen inflationierte Wort vom „Sagen des Unsagbaren“. Aufgabe der Kunst sei es vielmehr – so Lyotard – zu sagen, dass nichts gesagt werden kann, darzustellen, dass nichts dargestellt werden kann. Würden wir auf diese Weise also das „Unbegründete und Unvordenkliche“ vor dem Vergessen bewahren? Anders gefragt: Wäre es nicht an der Zeit, statt vornehmlich die *Vernichtung* des Judentums „aufzuarbeiten“ (welch bedrohliches Wort!), das *Vernichtete* (die jüdische Tradition) nicht zu vergessen? Öffentliche Gedenkfeiern, Kranzniederlegungen und andere „Erinnerungsrituale“ seien, so Lyotard, inzwischen zu einer Form der offiziellen „Schadensabwicklung“ instrumentalisiert.

Anders gesagt: Statt sich auf eine Erinnerungskultur der Stolpersteine, Gedenktafeln sowie dem einen oder anderen Buch über jüdisches Leben vor 1933 zu beschränken, sollten wir den *Mangel an Begründung*, den das erste Aleph in alles menschliche Sprechen und Handeln in seiner Unhörbarkeit eingebrannt hat, nicht vergessen.

Doppeltes Nicht-Vergessen: Indem wir das Vernichtete nicht vergessen, öffnen wir neue Wege, den ursprünglichen Schrecken über den Mangel an Begründung nicht zu vergessen. Dies aber könnte sich als eine Frage „unseres“ Überlebens erweisen. Mit „unser“ wäre dabei sowohl „alle Menschen“ gemeint wie auch „wir als Deutsche“.

In der Betriebsamkeit „unserer“ offiziellen Gedenk- und Erinnerungskulturindustrie geht nur allzu leicht die Frage unter, welch unbegreiflichen und nie „ersetzbaren“ Verlust wir *uns selbst* durch die Vernichtung des Judentums zugefügt haben. Es könnte sich – so behaupten wir – als Überlebensfrage erweisen, diesen Verlust auf eine bisher nur unzureichend geschehene Weise zum Thema zu machen: den Verlust des Anderen, der und das als Leerstelle, als Nicht-Mitteilbares und Nicht-Hörbares die notwendige Kehrseite von Aufklärung, Vernunft und Wissenschaft präsent ist – auch ohne dass wir es hören. Wenn wir zumindest hörten, dass wir nichts hören, wie es Luigi Nono in seiner Musik experimentell versucht hat, dann würde uns Zeit geschenkt – Zeit zum Innehalten, In-Frage-Stellen, Aufschieben und sich Öffnen für Offenbarungen, die vielleicht mehr verhüllen als offenbaren. Genau dieses aber könnte zur Frage des Überlebens werden.

Hier begegnen wir schließlich der letzten der oben aufgeworfenen Fragen noch einmal: Wie haben die Juden selbst das Unerträgliche ertragen? Wir hatten es schon angedeutet: durch das Leben in der Sprache, im Text – der Tora, dem Talmud, dem Midrasch bis hin zur unerschöpflichen, auch säkularen Literatur. Das Leben in dieser bedeutet harte Arbeit am Text, indem dieser immer von Neuem ausgelegt, in Frage gestellt, neu geschrieben und kommentiert wird. Diese nie abgeschlossene Arbeit, die nie den *einen* Sinn erschließt, kein endgültiges Ergebnis, keinen reinen Gewinn abwirft, ist unerschöpflich. Erleben wir demgegenüber nicht gerade eine um sich greifende *Erschöpfung* der Gesellschaft durch das rastlose Jagen nach „belastbaren“ Ergebnissen, die uns weiteren Fortschritt, besseres Wissen und höheren Gewinn garantieren sollen?

Diese Frage mag schon genug Unruhe auslösen. Doch die andere, schon oben kurz erhobene Frage dürfte uns noch weiter verunsichern, wenn wir uns an Broders Wort von den „toten Juden als den Lieblingsjuden“ erinnern: wie stabil wäre die staatstragende, Konsens demonstrierende Schranke gegen den Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft eigentlich, wenn sich mitten unter uns eine zahlenmäßig veritable Gruppe „lauter und störrischer Juden“ zu Wort meldete? „Störrische Juden“, die vielleicht als geistige „Nachfahren“ jener lebendigen „jüdischen Kultur“ wahrgenommen würden, die Kunst, Literatur und Philosophie der Weimarer Republik ziemlich durcheinander gewirbelt hat. Wie „tolerant und aufgeklärt“ wäre die Mitte der Gesellschaft eigentlich noch, wenn ein kritisches „postmodernes“, aber mit Talmud- und Midrasch-Lektüren angereichertes Denken selbstverständlicher Teil des „Diskurses“ würde? Wie würde gar die Mehrheitsgesellschaft reagieren, wenn *jüdische und islamische Gelehrte gemeinsam* aus einem beiden Traditionen ähnlichen Umgang mit alten Texten das gegenwärtige Europa durch ungewohnte „Kulturkritik“ in Unruhe versetzte?

Bestürzende Fragen, denen eine Gesellschaft, die „Schadensabwicklung“ mithilfe zunehmend erstarrter Erinnerungs- und Gedenkrituale betreibt und dann „vorgibt, nicht antisemitisch zu sein“, meist erfolgreich ausweicht.